

seinen Gedanken, „das geht nicht, ich kann's nicht. Es mag unrecht sein, daß ich das Kind aufs Ungewisse mit mir nehme; aber ich habe so viel hier gelassen, das Letzte kann ich nicht entbehren. — Nein, nein! Ich kann's nicht!“ rief er hastig und wandte sich zum Gehen; „mein Kind muß bleiben, wo ich bin. — Abjäs Stine! Abjäs Rasso!“ — „Wenn Sie uns das Kind nicht lassen wollen, Herr,“ sagte der Tagelöhner, „dann will ich zum wenigsten mitgehen und will Ihnen das Kind tragen.“ — „Nein, nein!“ wehrte Hawermann ab, „das ist keine Last für mich.“ Aber das konnte er nicht verhindern, daß die junge Frau sein kleines Töchterchen streichelte und küßte und immer wieder küßte, und daß die beiden treuen Leute, als er seiner Wege ging, ihm lange nachsahen. Sie, mit den Tränen in den Augen, dachte mehr an das Kind; er, in ernstern Gedanken, mehr an den Mann. — „Stine,“ sagte er, „solch einen Herrn kriegen wir nicht wieder.“ — „Das weiß der liebe Gott,“ sagte sie, und beide gingen traurig zurück an ihre tägliche Arbeit.

Aus: Stih Neuler, Messerwerte, Bd. 3. A. Luz, Stuttgart.

Der Weichenvächter.

Von Peter Kosegger.

Bernhard saß vor dem Richterstuhl. Er hatte die Erlaubnis erhalten, sich zu setzen, denn die Anklage, das Zeugenverhör und die Verteidigung hatten lange gedauert. Im Auditorium lüfteten sich einzelne Reihen, denn es würde an diesem Tage kaum zum Urteilspruch kommen. Mehrere der Geschworenen hatten schon auf ihre Uhr gesehen.

Nun sagte der Präsident: „Bernhard Stellingner! Sie können nun sprechen, wenn Sie etwas zu sagen haben.“

Da war das Interesse neu wach, und im Saal herrschte große Erwartung. Aber der Angeklagte sprach leise, besangenen, ungeschickt. Wann und wo in aller Welt hätte er je eine Rede gehalten! Und über einen so fürchtbar ernsten Gegenstand! Der Präsident unterbrach sein sich immer überstürzendes Stottern und sagte in freundlichem Tone: „Nehmen Sie sich Zeit. Sprechen Sie wie zu alten Bekannten, denen Sie alles mitteilen wollen, wie es gekommen ist. Wollen Sie vorher eine Erfrischung zu sich nehmen?“

„Ich danke, nein!“ stieß der Angeklagte heraus. Die gütigen Worte des Richters schienen ihn nachgerade erschüttert zu haben.

„Möcht' wohl reden, hätt' viel zu reden!“ sagte er. „'s ist halt hart. Was geschehen ist, tun die Herren ja eh schon wissen. Das mit mir ist freilich anders, wird mir halt nit viel helfen, wenn ich noch was sag.“

„Sagen Sie, was Sie auf dem Herzen haben,“ sprach der Präsident. Und nun war der Angeklagte ganz still, er wußte nicht, wo und wie anfangen.

„Sie sind vorher bei Ihren Eltern in Rettenbach gewesen?“ half der Richter drein.

„Nein. Ja schon. Das heißt, seit lang nimmer,“ sagte der Angeklagte. „Seit dem Militär nimmer. Wie ich halt zu den Soldaten hab' müssen.“

„Also etwa seit Ihrem zweiundzwanzigsten Lebensjahre sind Sie nicht mehr zu Hause gewesen.“

„Was meine Mutter gerehrt (geweint) hat, dazumal, wie ich fort hab' müssen,“ sprach der Angeklagte. Er wurde schon traulicher. „Der Vater